**Anfang Juli 2016, Mangalpur, Nepal**

Ich öffne die Augen. Mein Schädel dröhnt. In dem einfachen Häuschen aus Ziegelsteinen und Wellblechdach steht die Luft. In den Fensterrahmen befinden sich zwar keine Scheiben, aber die Temperaturen von fast 40 Grad und die hohe Luftfeuchtigkeit machen mir das Atmen schwer. Meine Befürchtung hat sich bewahrheitet: Es hat mich erwischt. In der vorherigen Nacht ging der Weg immer wieder vom harten kleinen Bett zum Plumpsklo und zurück. Meine Wasserflaschen habe ich alle geleert. Das Wasser aus der Handpumpe sollte ich wohl besser nicht trinken.

Liegt da eine Hand auf meiner Stirn?
So ungewöhnlich klein. Müde drehe ich meinen Kopf zur Seite. Die umsorgenden Augen von Sandip sehen mich an.

Er ist sieben Jahre alt und weiß, was zu tun ist. Er lebt hier – ich bin nur zu Besuch. Seit zwei Jahren wohnt er mit über 100 anderen Kindern im Chepang Hostel. Die meisten kannte er vorher nicht. Eigentlich kommt er aus einem kleinen Dorf im Nirgendwo. Aber seine Eltern können nicht mehr für ihn sorgen. Sie wünschen sich eine andere Zukunft für ihn, denn dort gibt es keine Schule. Nur die Arbeit auf dem Feld. Und Hunger, weil das Feld für die Familie nicht reicht.

Sandip ist klein und schmal für sein Alter, aber er ist schnell – und zäh. In den Ferien läuft er immer nach Hause. Wenn er morgens losgeht, ist er vor Sonnenuntergang da. Manchmal geht er auch am Wochenende.
Er lächelt mich an, und ich ihn. In seinem Blick liegt so viel Ernst für einen Siebenjährigen. Im Inneren ist er schnell groß geworden. Seitdem er hier lebt, muss er für sich selbst sorgen. Trotzdem ist er dankbar, dass er hier sein darf. Er vermisst seine Eltern und seine kleine Schwester, aber er darf zur Schule gehen – und hofft, bald helfen zu können, Geld mitzubringen. Wenn er zuhause ist, arbeitet er auf dem Feld so gut er kann.

In die Schule geht er gerne. Aber in den späten Stunden ist er oft so hungrig, dass er sich kaum noch konzentrieren kann. Die anderen Kinder haben meistens etwas zu essen dabei. Sandip nicht.
Manchmal darf er auch gar nicht bleiben. Seine Schuluniform hat Löcher an den Knien, und Schuhe hat er keine. Einigen Lehrern gefällt das nicht. Dann schicken sie ihn weg – mit den Worten, dass er es ohnehin zu nichts bringen werde. In solchen Momenten schämt er sich. Und wünscht, er würde nicht Chepang heißen.
Aber hier, im Hostel, interessiert das niemanden. Alle haben Löcher in der Kleidung. Nur wenige haben Schuhe. Alle heißen Chepang.

Seine kleine Hand auf meiner Stirn fühlt sich rau an. So rau, wie meine Hände wohl nie gewesen sind. Vom vielen Holzhacken, vom Schleppen der Ziegel. Er und die anderen Kinder bauen eine Mauer um ihre Häuser. Weil sie keine Fenster oder Gitter haben, fürchten sie sich in der Nacht – vor Leoparden, vor Tigern.
Sandip führt seine Hand zum Mund: Ich soll frühstücken. Hom Raj steht hinter ihm mit und reicht mir eine Wasserflasche. Auch die anderen Jungen aus dem Schlafraum stehen um mein Bett. 25 Kinder –zwischen fünf und siebzehn Jahren. Ich schäme mich ein bisschen. Ich bin hier um mich um sie zu kümmern. Aber die Dankbarkeit und Bewunderung überwiegen.

Wir gehen gemeinsam zum Frühstück. Über 100 Kinder stehen in einer Schlange, Teller in der Hand, und warten. Die älteren Mädchen schöpfen aus einem riesigen Topf eine große Kelle Reis (Bhat) und eine kleine Kelle wässrige Linsensuppe (Dal). Wie jeden Morgen. Und jeden Abend. Nach ein paar Wochen signalisiert mir mein Körper, dass das nicht reicht. Ich will das nicht mehr essen – aber es gibt nichts anderes.

Sandip steht hinter mir in der Schlange wie ein Bodyguard. Obwohl er mir gerade bis zum Bauchnabel reicht. Wenn ich fiele, wäre er da.
Er ist mutig. Einer der wenigen, die von Anfang an versucht haben, mit mir zu sprechen. Die meisten hatten Angst. Man spricht nicht einfach mit jemandem aus einer höheren Kaste. Schon gar nicht mit einem Mann.
Deshalb gaben wir mir den Spitznamen „Langur". Wie die Langurenaffen. Lang und dünn. Vor einem Affen muss man keine Angst haben.

Dann – plötzlich – wird es still.
Der Manager fährt mit seinem Motorrad auf den Hof. Ein zweiter Erwachsener. Aber ihn darf niemand Langur nennen.
Er ist ein jähzorniger, dicker Mann, Ende fünfzig. Er möchte mir die Vorräte zeigen: Nur noch zwei Säcke Reis. Das reicht keine Woche mehr. Ich verspreche ihm meine Hilfe. Er bedankt sich ein wenig zu herzlich und eilt davon. Die Kinder weichen ihm aus wie Fische dem Hai.
Den ältesten Jungen, Akash, ruft er noch zu sich. Mit gesenktem Haupt hört Akash sich seine Befehle an. Er steigt auf sein Motorrad und dann ist der Boss weg – und alles geht wieder seinen gewohnten Gang.

Nach dem Frühstück packen die Kinder ihre Schulsachen und machen sich auf den Weg. Nur ein paar Kranke und ich bleiben zurück. Und zwei große Steine in meinem Bauch.
Einer sagt mir, ich solle besser schnell das Plumpsklo aufsuchen. Der andere ist schwerer: ein Gefühl aus Mitleid, Verzweiflung, aber auch Verbundenheit und Verantwortung – ich werde gehen und sie werden nur winken. Ich weiß, dass ich in ein paar Wochen wieder zuhause bin. Dann liege ich auf meinem Sofa. Glotze Fernsehen. Esse Pizza.

Und Sandip?